

Redaktioneller Teil

Dichter coram publico.

Von Oskar Hellmann - Slogau.

In einer kleinen Skizze »Mein Gästebuch« habe ich in Nr. 271 des Börsenblattes von 1929 von meinen Erfahrungen und Erlebnissen bei Veranstaltung von Dichterabenden erzählt. Beim Niederschreiben dieser Reminiszenzen tauchte immer wieder die Frage in mir auf: Wie mag der vorlesende Dichter solche Abende sehen? Macht er nur mit, weil es eben Mode ist oder ist es ihm ein inneres Bedürfnis, nicht nur durch das Buch, sondern auch unmittelbar zum Publikum zu sprechen?

Um darüber ins Klare zu kommen, versandte ich — im Einverständnis mit der Schriftleitung des Börsenblattes — eine Rundfrage an 66 namhafte Dichter und bat sie, sich über die Erfahrungen, die sie mit ihren Vorleseabenden gemacht haben, zu äußern. Die Antworten liegen in 33 teils längeren, teils kürzeren Schreiben vor, die recht interessante Einblicke in die Psyche des vorlesenden Dichters gewähren. Sie alle abzudrucken, ginge nicht an; aber ich will doch versuchen, in einem Querschnitt ein Bild zu geben und dabei die Dichter selbst zu Worte kommen lassen.

Nur wenige der 33 Antwortenden lehnen Vorlesungen aus ihren Werken rundweg ab. So sagt Hans Bethge: »Leider gehöre ich seit langem zu den Autoren, die nicht vor dem Publikum sprechen, da ich mich zu unbehaglich dabei fühle.« Und Gustav Frenssen: »Ich habe einige Male aus meinen Erzählungen vorgelesen, hatte aber nachher das Gefühl der Beschämung, indem ich dachte: wie konntest du das, was für einen einzelnen Leser mit einem Buch in einer stillen Ecke geschrieben war, mündlich vielen vortragen!« — Entschiedener lehnt Julius K. Haarhaus ab: »Die mir vorgelegten Fragen kann ich nicht beantworten, da ich von jeher einen aus seinen Schriften öffentlich vorlesenden Dichter oder Schriftsteller als etwas Komisches und zugleich Bemitleidenswertes empfunden habe und deshalb selbst nie als Vorleser aufgetreten bin.« Temperamentvoll schreibt auch Gustav Meyrink, daß er eine jede derartige Einladung bisher ablehnte; »denn ich kann die Empfindung nicht loswerden, daß es eine Geschmacklosigkeit sondergleichen ist, wenn ein Autor aus seinen eigenen Werken vorliest. Solche Deklamationen vorzunehmen, gehört in den Beruf eines Schauspielers. Wenn derlei für Reklame nötig erscheint, so soll der Verleger, dessen Sache es ist, Schauspieler engagieren, die das Buch in Redeform dem Lesepublikum vermitteln. Aber auch da wird das Werk an sich, wenn es Kunstwert in sich trägt, nur leiden.«

Meinem Empfinden nach gehen Meyrink und Haarhaus zu weit. Freilich ist es Voraussetzung, daß der Dichter auch packend lesen kann. Nicht allen ist diese Gabe verliehen, und ich kann es verstehen, wenn Wilhelm Schmidbonn schreibt: »Ich selbst lese nicht mehr, weil es mir beschämend scheint, Dinge zu sprechen, die ein besserer Sprecher viel besser sagen kann.« Richard Schaukal hingegen, der von sich sagt, er lese »sehr gern und sehr gut vor, besser jedenfalls als jeder Berufsrezitator oder Schauspieler«, läßt nur die Vorlesung im engsten Kreise, etwa zu Hause vor zumeist befreundeten Gästen, gelten. »Die öffentliche Vorlesung, so interessant sie für den Hörer sein mag, kann dem Dichter bei feinfühligem Zeugen solcher willkürlichen (und sozusagen gewerbsmäßigen) Veräußerlichung seiner Persön-

lichkeit nur schaden, um so mehr, je bedeutender, je eindrucksmächtiger diese Persönlichkeit ist. Der Dichter gehört nicht aufs Podium. — Die Sache gewinnt sofort einen anderen Charakter, wenn die Vorlesung in geladenem Kreise und in intemem Rahmen, ohne die üblichen Vorrichtungen des »Aufstretens« stattfindet.«

Doch diese gegnerischen Stimmen sind vereinzelt. Die weit- aus größere Zahl der Dichter, deren Antworten vorliegen, übt gern die Tätigkeit des öffentlichen Vorlesens aus eigenen Werken aus. So schreibt Ludwig Findh: »Ich hätte es mir nie träumen lassen, daß ich einst selber noch die früher von mir verachtete und geschmähte Vorleserei anfinge. Es war die einzige Möglichkeit, mein Vaterland kennen zu lernen. — Ich fing an, als es am dunkelsten um uns war, — um den Deutschen im Ausland Kunde von uns zu bringen. In Siebenbürgen war ich der erste deutsche Dichter seit Liliencron, der nach ihnen sah. — Dann bekam ich Geschmack daran: ich lernte Menschen und Dinge kennen, die deutschen Stämme, und ich mußte umlernen. Je mehr ich in Norddeutschland herumkam, umso tiefer mußte ich verstehen, schätzen, lieben. Wir waren in Süddeutschland einseitig erzogen worden; wir haben es ja auch viel näher nach Graubünden, nach Wien und Florenz als nach Berlin, und Neapel ist von uns so weit wie Gumbinnen. Heute wünsche ich uns Süddeutschen nichts dringender als eine jährliche Reise nach Norddeutschland, und uns Deutschen im ganzen Reich eine Reise ins Ausland, nicht zum Vergnügen, nicht im Luginswagen, zur Erholung, sondern zur Arbeit. Denn solche Reisen in Deutschland sind kein reines Vergnügen. Ich bin von Natur ungesellig, abstoßend, einsiedlerisch, und ich würde am liebsten am Ende der Welt irgendwo ganz mutterseelenallein leben. Nun muß ich reisen, in schlechten Wagen, unter mißlichen Verhältnissen, zu fremden Menschen, lese vor, sitze mit ihnen zusammen, schlafe schlecht und muß in der Frühe, oft noch in halber Nacht, wieder fort, auf einen Bahnhof, in den Zug, in schlechte Wagen, — und dies alles zur schlechtesten Jahreszeit. Draußen ist Sturm und Regen oder Nebel oder Schnee. — Und doch habe ich Gewinn davon. Die Menschen sind alle sehr freundlich, oft ganz anders als wir. Freundschaften knüpfen sich, der enge Kreis wird weiter, und es zeigt sich, daß da draußen in Ostdeutschland oder am Meer Leute sitzen, mit denen ich wie ein Bruder bin, ohne daß ich es wußte. Durch die Reisen haben wir Tuchfühlung bekommen. — Und es ist so, daß ich heute die Läden schmerzlich empfinde, die die Landkarte noch für mich hat. Ich möchte noch Menschen und Städte kennen lernen im Harz, in Holstein, in Schweden und Norwegen, in Südamerika, in Siam, in Australien. Ob mein einziges Leben dazu reicht?«

Ich drucke die Worte Ludwig Findh's ungekürzt ab, weil der Gedanke, durch die Vortragsreisen Welt und Menschen kennen zu lernen, noch in mehreren der Dichterbriefe wiederkehrt. So sagt Hans Frank: »Ich verdanke Vorleseabenden unverlierbare Erlebnisse mit Menschen, Städten, Kunst, Landschaften. Ohne sie würde ich einen großen Teil Deutschlands, der mir innerer Besitz ist, nicht kennen. Der Verleger — Verleger sind immer pessimistisch! — meint zwar: auch Vorleseabende nützen nichts. Ich aber weiß, kann es unzweifelhaft dartun, daß sie der Geltung und Verbreitung des dichterischen Lebenswerkes zugute kommen. Auch in dem Fall, wenn nicht am übernächsten Morgen